

# Bei der Glockenboje

von

Johannes Wilda



Deutsche Jugendbücherei Nr. 22  
Herausgegeben vom Dürerbund  
Hermann Hillger Verlag, Berlin-Leipzig

Vb. 1928. 510

Diese Erzählung ist mit gütiger Erlaubnis des Dichters  
u. des Verlegers aus dem Buche „Kriegesflagge und  
Fischersegel“ (Gutenberg-Verlag, G. m. b. H., Hamburg-  
Großborstel) abgedruckt.

\*

49163

II



Das Amtshaus — jetzt Amtsgericht — ein weißgetünchter, schloßartiger Bau mit dunklem Pfannendach, liegt, von Bäumen umdüstert, am Ende einer ehrwürdigen Ulmenallee; davor der schlecht gepflasterte, grasbewachsene Hof, dahinter der allzu große, etwas verwilderte Garten.

Der Amtsrichter — keiner von den Neuen, die mit den Leuten nicht Platt reden können, sondern der bisherige, in die veränderten Verhältnisse einstweilen mit hinübergewonnene alte Amtmann — saß in seinem hoch im achteckigen Turm gelegenen Studierzimmer am Schreibtische. Nachdenklich schaute er durchs Fenster über die herbstbunten, nassen Gartenbäume hinweg.

Vor seinen Augen dehnte sich die graue Fläche des offenen Meeres; er hörte das gleichmäßige Brausen der Brandung und zwischendurch das Prickeln der Regentropfen gegen die kleinen Scheiben.

Bei der unsichtigen Luft waren einige Segelfahrzeuge nur schwach erkennbar. Der Wind stand landwärts. Der alte Herr glaubte, die Schläge der fern im Fahrwasser liegenden Glockenboje vernehmen zu können.

Wie oft hatte er Tag und Nacht diesem eintönig verschwommenen Klagelaut gelauscht oder die Boje mit seinem scharfen Kieker gesucht, wenn sie von den Schiffen, denen sie die Hafeneinfahrt bezeichnete, angesteuert wurde.

Der Verkehr war nicht sehr rege, daher widmete der Küstenanwohner den Fahrzeugen eine besondere Aufmerksamkeit.

Als eifriger Segler hatte der Amtsrichter in seinen jüngeren Tagen selbst ein Boot besessen, mit dem er manches Mal draußen bei der Boje gewesen war. Sie hatte stets etwas besonders Anziehendes für ihn gehabt, etwas wie ein lebendes Wesen. Der eigene Laut, der dadurch entstand, daß die wiegende See die beiden fallenden Hämmer einer fest mit der Boje verbundenen Glocke in Bewegung setzte, war ihm immer wie eine Geisterklage vorgekommen, wie die Stimme eines unaufhörlich mahnenden Gewissens.

Das Gewissen des alten Herrn selbst fühlte sich durch nichts beschwert; aber als ergrauter Richter hatte er jahrelang die Sprache der menschlichen Seele zu ergründen gesucht, und in die Stimme der Natur wie der leblosen Dinge um ihn her pflegte er gern die Regungen des Menschen zu legen. Es steckt noch immer ein Kind in ihm — oder ein Dichter, wenn schon er sich nie im Leben an Versgebilden versucht hatte.

Die Boje dort besaß überdies noch etwas Greiflicheres für ihn. Das rechnete erst seit ungefähr fünf Jahren. Aber er hatte ihre Bedeutsamkeit immer geahnt . . . . Er vermutete etwas Furchtbares, worüber er mit keinem

Menschen redete. Die Beweise fehlten ihm. Er hoffte noch immer, daß es ihm vergönnt sein möchte, Licht in das geahnte Geheimnis der Vergangenheit zu bringen, ehe er vollends beiseite geschoben wurde.

Nicht um jemand unglücklich zu machen, aber um der Gerechtigkeit, der er mit voller Hingebung diente, zum Siege zu verhelfen!

Daß jener Mann beantragt hatte, den verschollenen Stiefbruder für tot zu erklären, um das dann ihm zufallende Erbe antreten zu können, war ja ganz selbstverständlich. Allein bei dem Termin, der ihm den Zuspruch brachte, war er so auffällig erregt gewesen, so ganz anders als in allen vorhergegangenen Verhandlungen. Dann hatte die ehemalige Braut des Mannes dem Richter auch einmal erzählt, sie hätte jenen eigentlich nur nehmen wollen, weil sie als Kind den Stiefbruder gern gehabt habe; aber auf einmal hätte sie sich vor ihm „gruelt“. Einen Grund zu diesem „Grueln“ vermochte sie nicht anzugeben. Ganz zweifellos indessen fürchtete sich der Mann seit jenem Termin vor ihm, dem Richter. Er kam fast nie mehr von der andern Seite der Bucht, wo er wohnte, herüber; er wich ihm aus, wenn es nur irgend anging, und ging dies nicht, blieb er blaß und verstört.

Der Richter hatte der Vergangenheit und der Lebensführung des Mannes nachgeforscht, aber nichts entdecken können, was seinen innern Vermutungen Halt gewährte. Er hätte überhaupt darauf verzichtet, seine Gedanken noch länger mit jenem zu beschäftigen, wenn ein gewisser Umstand ihn nicht stets wieder dazu angeregt, ja geradezu einen ruhelosen Spürdrang in ihm erweckt haben würde.

Dieser Umstand bestand in einer rätselhaften Verbindung mit der Glockenboje. Erst ganz allmählich war ihm dies klar geworden; er glaubte, den Anfang dazu jene fünf Jahre zurückverfolgen zu können. Nämlich wann und wo jener Mensch auf dem Wasser gewesen war, stets hatte er, wie von unwiderstehlichem Drange getrieben, seinen Kurs auf die Boje zu genommen. Oft in ganz zweckloser Weise, unter unsinnigem Kreuzen gegen harten Wind. Manchmal auch in der Nacht. Bei Mondschein hatte der Richter dies einmal untrüglich feststellen können. Seitdem war er in seinem Turmzimmer seit Jahren auf der Lauer gewesen. Er hatte auch selbst — vorsichtigerweise, wenn er den andern verreißt oder seinem Fischergewerbe in See nachgehend wußte — die Boje viele Male umkreuzt; er hatte sie sogar einmal erklommen in der Hoffnung, irgendeinen Anhaltspunkt für deren Anziehungskraft auf den andern zu finden. Vergeblich! Und doch konnte er sich des Gedankens nicht entschlagen, daß hier wieder einmal die bekannte kriminalistische Erfahrung vorliege, daß der Verbrecher sich unheimlicherweise immer wieder nach der Stätte seiner Untat hingezogen fühlt. — Oder bestand hier nur in verstärktem Maße die dämonische Wirkung, welche die klagende, mahnende Stimme der Boje auch auf ihn ausübte? — War ein Verbrechen begangen worden, so wurde es wohl durch die Tiefe des Meeres bedeckt. Was aber sollte die Boje damit zu tun haben? Was sollte es schließlich für ein Ver-

brechen gewesen sein? Seit zehn Jahren hatte in diesem gut gearteten Bezirk nichts mehr von einer schweren Untat verlautet, und die letzte hatte längst ihre Sühne gefunden.

Nein, die Sache zeigte sich überall unfassbar. Und doch! — Der alte Richter hielt mit Zähigkeit an seinem Gedanken fest.

Nun war in letzter Zeit ein Fall zur Anzeige gebracht, der ihn lebhaft interessierte und den er auf die heutige Tagesordnung der Schöffengerichtssitzung gesetzt hatte.

Ein gutmütiger, armer Teufel, der sich und seine zahlreiche Familie hauptsächlich durch Sandfuhren, die er mit seinem gebrechlichen Boot übernahm, ernährte, war von einem andern, ebenso beschäftigten Arbeiter bezeugt worden, daß er die Segel, die er benutzte, vor etwa fünf Jahren gestohlen habe. Der Polizeisekretär und Amtsanwalt hatte sich den Mann kommen lassen; dieser hatte den Besitz der Segel zugegeben, aber behauptet, sie nicht gestohlen, sondern sie in einem herrenlosen Boot gefunden zu haben. Weiter war nichts aus ihm herauszubringen gewesen. Um die Sache klarzustellen, war sie trotz des weit zurückliegenden Zeitraumes anhängig gemacht worden. Was dem Amtsrichter an ihr auffiel, war besonders das Datum. Es traf ungefähr mit einem andern zusammen, das er sich herausgerechnet hatte und das in eigentümlichem Verhältnis zu den heimlichen Gedanken gehörte, die er sich über den von ihm beargwöhnten Mann gemacht. Ein Anlaß, diesen als Zeugen heranzuziehen, lag nicht vor. Allein es war gerade eine neue Schöffensliste aufgestellt worden, und der Richter hatte dies benutzt, um ihn, einen der angesehensten Fischer des Bezirks, auf die Liste zu bringen, und dann hatte er den Termin des betreffenden Falles an dem ersten Tage von dessen Amtierung anberaunt. — —

Es war unmittelbar vor Beginn der Sitzung.

Der breitschultrige Amtsrichter schaute noch immer, und zwar jetzt ziemlich angestrengt, durch das Fenster. Dann trat in seine hellen Augen der Ausdruck eines Jägers, der ein Stück Wild gesichtet hat. Die feinen Nasenflügel über dem kurzen, grauen Schnurrbart vibrierten.

Richtig, es war wie immer! Das ansehnliche Boot, das aus dem sprühenden Regennebel verschleiert auftauchte, kam von Nordost statt von Ost. — Kein Zweifel, der eintreffende Schöffe war nicht direkt von drüben, von seinem Hause, sondern aus der Richtung der Glockenboje gekommen!

Der alte Herr erhob sich zu seiner vollen, stattlichen Höhe, zog den Schlafrock aus und den Arbeitsrock an und darüber den ihn trefflich kleidenden Lalar, um dann in das Sitzungszimmer in den andern Flügel hinüberzugehen.

Als er auf den Flur trat, kam der Schöffe eben schwerfällig die breite, knarrende Eichenholztreppe herauf.

Der Richter schien sich einen Augenblick zu besinnen, ob er seine rechte Hand, in der er ein Aktenheft trug, freimachen sollte. Dann tat er es und richtete sie dem Ankommenden.

„Guten Tag, Bentzen, wie geht's?“

Die Anrede geschah plattdeutsch. Bentzen erwiderte hochdeutsch: „Guten Tag, Herr Amtmann“, — an den Amtsrichter hatten sich die Leute noch nicht gewöhnen können — „ich danke, es macht sich.“

Zaghaft, fast widerwillig griff die braune, mit einem blauen Anker gezeichnete Hand nach den gebotenen weißen Fingern.

Einen Moment sahen sich die beiden Männer ins Gesicht. Es war ein seltsamer Austausch des Blickes. Klar und messerscharf forschte der Richter; versteckte Furcht, aber auch Trotz, ja Hohn sprach aus den tiefliegenden Augen Bentzens.

Der etwa vierzigjährige, braunbärtige, sonst gesunde Mann sah auffallend bleich aus; die Ehre, ein Richter über Mitmenschen sein zu dürfen, schien ihn ungewöhnlich zu erregen.

Der alte Herr trat in den Raum neben dem Sitzungszimmer; Bentzen folgte.

Der andere Schöffe, ein biederer Jachtschiffer von diesseits, der eifrige Polizeisekretär und der bis zur Ähnlichkeit mit einem indischen Nackthunde kahlgeschorene, das Protokoll führende Referendar waren bereits versammelt. Außerdem wartete im Sitzungszimmer noch ein junger Mensch mit spitzem, grauem Gesicht, der Berichterstatter vom „Kreisblatt“.

Das Gerichtszimmer war ein großer, dreifensteriger Raum mit niederer Stuckdecke, nackten, weiß getünchten Wänden und ungestrichenen Lannendielen. Etwas vor der inneren Quierwand zog sich die alte, braun gebeizte Eichenschranke durchs Zimmer, hinter der der Tisch mit den Stühlen für die Gerichtsmitglieder stand. Auf dem Tische befanden sich ein tintenbeflecktes Schreibzeug, Papier und ein paar Bücher, sonst nichts; das einfache Öldruckbild des Landesherrn an der Wand darüber bildete den einzigen Schmuck des Raumes, wenn man nicht ein paar Aktengestelle und einige Holzstühle für die Zeugen als solchen ansehen wollte.

Nun nahmen die Herren ernsthaft hinter der Schranke Platz: in der Mitte vor dem langen, dunklen Eichenholztisch der Richter, rechts von ihm, aber mit dem Rücken gegen die Fenster, die Schöffen, links Anwalt und Protokollführer.

Der Parfümduft des Referendars durchdrang siegreich den Bureaueruch des kahlen, bei dem trüben Wetter wenig hellen Raumes.

Bentzen neigte sich zu seinem Kollegen: „Das Licht ist hinter uns.“

„Das ist ja auch einerlei; zu schreiben haben wir ja doch nichts,“ flüsterte es gleichmütig zurück.

Der Richter gab einen Wink nach der Korridortür hin, worauf der Amtsdieners Höll, dem, seinem Umfange nach zu schließen, sein Beruf ganz ausgezeichnet bekam, einen Finger militärisch an das unbedeckte Haupt hob und dem ersten Angeklagten die bange Pforte öffnete.

Die Verhandlung begann.

Die beiden Schöffen wurden in Pflicht genommen. Wieder fühlte Bentzen den durchdringenden Blick auf sich ruhen; aber die nervöse Schwäche, von der er befallen gewesen zu sein schien und die dem kräftigen Manne so seltsam stand, war verschwunden. Mit fester Stimme und Hand leistete er den Eid.

Es lagen zunächst vier Bagatellsachen vor, Landstreicherei und dergleichen, die schnell und äußerst zweckentsprechend erledigt wurden. Der alte Herr sprach stets plattdeutsch mit Angeklagten und Zeugen. Da waren diese gleich zutraulich und verstanden, worum es sich handelte. Im Handumdrehen hatte er dann heraus, was er wissen wollte.

Dann kam der letzte Fall, der vermutlich entweder in nichts sich auflösen oder aber, seiner Eigenart nach, der Zuständigkeit einer höheren Instanz überwiesen werden mußte.

Hölk ließ einen ärmlich gekleideten Mann herein, der weder scheu noch frech, sondern ganz ruhig und bescheiden an die Schranke trat, die landesüblich blauen Augen fest auf den Richter geheftet. Dann malte sich Staunen und Verwirrung in seinem Gesicht, als sein Blick auf August Bentzen fiel, der steif aufgerichtet im schwarzen Leibrock dasaß.

Die Ellenbogen auf dem Tisch, den Kopf auf den übereinandergelegten Händen, deren Daumen das Kinn stützten, prüfte der Richter forschend den Angeklagten.

„Na, Jan Klünder,“ meinte er dann nach Erledigung der einleitenden Formen gemächlich, „was sagst du dazu? Hast du die Segel gestohlen, mein Sohn?“

„Ja, Herr Amtmann,“ bekannte Jan ehrlich, „gestohlen habe ich sie.“

„Schämst du dich gar nicht, wohl fünf Jahre lang als Dieb in der Welt herumzulaufen, Jan?“

„Ne, Herr Amtmann, schämen tu' ich mich nicht. Gestohlen hab' ich sie, aber ein Dieb bin ich nicht gewesen.“

Jan Klünder schielte seitwärts nach dem Schöffen Bentzen, dessen Augen ihn aus dem beschatteten Gesicht heraus unbeweglich anglühten.

Der Vorsitzende schien hiervon nichts zu bemerken.

„Na, darüber ließe sich streiten, Jan. Zunächst ist wohl anzunehmen, daß du das Boot überhaupt gestohlen oder irgendwo weggeholt hast?“

„Ich habe das Boot nicht gestohlen und auch nirgendwo weggeholt, Herr Amtmann.“

„Dann hast du es wohl gefunden?“

„Ja, Herr Amtmann, ich hab' es gefunden.“

„Wo?“

„Bei der Glockenboje.“

„So!“

Bentzens Stuhl knackte. Der Richter rührte sich nicht.

„War keiner drin?“

„Nein, da war keiner in.“

„Na, das ist doch ein schnurriger Kram, Jan, ein Boot draußen in See, in dem niemand drin ist?“

„Ja, Herr Amtmann, schnurrig war das auch.“

„Trieb das Boot denn?“

„Nein, treiben tat es nicht.“

„Lag es vor Anker?“

„Nee, Herr Amtmann.“

„Da hatte es wohl einen Spuk am Steuer?“

„Nein, einen Spök hatte es auch nicht am Steuer.“

„I, wat Deuwel, wat har de ohl Kahn denn?“

„He leg up de Grund, Herr Amtmann.“

Der alte Herr hob nur einmal die Finger der rechten Hand steif in die Höhe und legte sie dann wieder langsam über die linke; das einzige Zeichen einer bei ihm eingetretenen inneren Erregung. — Der Stuhl seitwärts aber knackte und knackte.

„Hm, merkwürdig, wie konntest du zu den Segeln kommen?“

„Ich bin ins Wasser gegangen und habe sie unter Wasser von den Masten geschnitten und heraufgeholt.“

„Sahen die Masten aus dem Wasser heraus?“

„Nein, Here Amtmann! Es lag ja auf dem Riff mit nur sechzehn Fuß Wasser“, — ein Rücken in Bentzens Ecke ließ ihn einen eiligen Seitenblick in diese Richtung senden — „aber 'raussehen taten sie nicht.“

„Guck mal an, Jan, das war doch wohl ein schweres Stück Arbeit! Es ist nun fünf Jahre her, mein Jung', da wirkst du es wohl nicht mehr so genau wissen, wie es war. Solltest du nicht doch vielleicht das Boot treibend gefunden und erst die Segel abgeschnitten und dann den ganzen Kasten verpackt haben?“

Jan schüttelte entschieden das ungekämmt Haupt.

„Nee, Herr Amtmann, das ist alles so, wie ich es erzählt habe.“

Der Amtsrichter lehnte sich zurück.

„Zeuge Lüdemann!“

Christian Hölk ließ einen ärmlich wie Jan gekleideten älteren Mann vortreten, der verlegen nach Jan hinsah, ohne von diesem eines Blickes gewürdigt zu werden.

„Nur immer näher, Jochen!“

Hölk ver setzte Jochen Lüdemann einen kleinen, freundschaftlichen Knuff, worauf der Zeuge im verwirrten Schickslichkeitsgefühl den Finger in den Mund steckte und sein Priemchen herausholte, um es dann ratlos vor sich auf die Gerichtsschranke zu legen.

Die Herren lächelten; der Referendar zeigte ein affektirtes Schaudern, was Lüdemann veranlaßte, den Priem zartfühlend in seiner Westentasche unterzubringen.

Der Richter beugte sich wieder vor.

„Sag' mal, Jochen, du hast doch ausgesagt, Jan hätte dir erzählt, er habe das Boot auf dem Strom treibend gefunden und dann die Segel abgesehritten?“

„Ja, das hab' ich Herrn Polizeisekretär Paulsen so erzählt.“

„J, denn hast du ja gelogen, du Schnösel!“

„Ja, das hab' ich auch, Herr Amtmann! Aber ich konnte nichts dafür.“

„Was heißt das, du konntest nichts dafür?“

Verzweifelt kratzte sich der Zeuge den Kranzbart, während Jan ihn unter gesenkten Lidern verächtlich von der Seite ansah.

„Sehen Sie mal, Herr Amtmann! Jan Klünder hat mir das wohl gesagt, er hätte die Segel aus dem Wasser geholt; aber geglaubt habe ich es ihm nicht, obgleich er gut tauchen kann, und ich habe an Polizeisekretär Paulsen erzählt, was ich geglaubt habe.“

„Glaubst du Klünder denn jetzt?“

„Ja, das tu' ich, Herr Amtmann!“

„Das hättest du aber doch auch früher schon können.“

„Das hätte ich wohl. Ich war bloß so fünsch auf ihn, weil er die Sandfahnen für Buchwald kriegte, und ich habe doch sieben Jahr für Buchwald Sand gefahren.“

„Du bist ja ein ganz leerer Kerl, Lüdemann! Da hast du aus Konkurrenzneid deinen alten Freund vor Gericht gebracht, und nun ist er vielleicht gar kein Dieb, und du bist ein großer Lügensack, der zu Loch muß!“

„O, Herr Amtmann!“ bettelte Lüdemann.

„Und wer einmal lügt, dem glaubt man nicht! Das Sprichwort kennst du wohl, Jochen? Glaubst man überhaupt nicht! Soll ich die mal sagen, was ich glaube? Ihr Racker habt euch erzürnt und dann wieder einen Putz gemacht! Jan hat dir wohl gesagt: ‚Jæk hau di een an't Mul, wenn du wedder utseggst, wat du Paulsen seggt heßt!‘“

„Nee, Herr Amtmann! Er hat überhaupt gar nichts mehr mit mir geschnaekt, als er gehört hat, daß ich ihn angezeigt hatte.“

„Hm, das soll sich erst ausweisen! — Wenn das Boot wirklich auf dem Grund gelegen hat, so daß man dazukommen konnte, dann hat es allerdings auf dem Riff gelegen, und dann wird es da wohl heute noch im Sande zu finden sein. — Jan, weißt du, ob es noch da liegt?“

„Nein, Herr Amtmann, das weiß ich nicht.“

Eine minutenlange Pause entstand.

Mit einem Male sagte der Richter bestimmt und unvermittelt, indem er Jan durchdringend ansah: „Also weißt du, wem es gehört hat, denn sonst hättest du dich darum bekümmert!“

Jan blickte unruhig vor sich hin und schwieg.

„Willst du es mir nicht sagen?“

Jan schwieg beharrlich weiter. — Aus der Ecke kam wieder das Stuhlknacken.

„Nicht? Das könnte böß für dich ausgehen, und das sollte mir leid tun, Jan Klünder!“

Die übrigen Herren, die Jan bereits Glauben geschenkt hatten, blickten sich erstaunt an. Daß von dem alten Herrn plötzlich Jans Kenntniß der Herkunft des Bootes festgestellt war, überraschte sie. Nun wurde die Sache interessant.

„Meine Herren,“ meinte der Richter, sich abermals zurücklehnd, zu seiner Umgebung, „ich halte es für nötig, die Verhandlung bis auf weiteres auszusetzen. Da der Angeklagte nicht aussagen will, was er weiß, so werden wir zunächst den Grund bei der Glockenboje sondieren lassen. Liegt das Boot dort, so dürfen die Hebungskosten, um den Eigentümer zu ermitteln, nicht gescheut werden. Daß der Angeklagte, nachdem er die Entfernung der Segel zugegeben hat, den ihm bekannten Eigentümer nicht nennen will, läßt auf gravierende Nebenumstände schließen, die über einen einfachen Diebstahl noch hinausgehen könnten. Wenn wir dagegen den Eigentümer wissen, und dieser stellt keinen Strafantrag, so würden wir vielleicht die Sache als Bagatellsache das nächste Mal ohne weiteres erledigen können.“

Die Herren beeilten sich, zustimmend zu nicken; nur der Referendar dachte bei sich, daß es „Blech“ wäre, einer fünf Jahre zurückliegenden Bagatelle, die doch bloß Bagatelle bleiben würde, in vermutlich so zweckloser und kostspieliger Weise nachzugehen.

Da kam aber eine zweite Überraschung. August Bentzen erhob sich jäh und sagte mit schwankender Stimme: „Herr Amtmann, wenn ich ein Wort sprechen darf?“

Langsam wendete der Richter sich ihm zu.

„Bitte!“

„Herr Amtmann, ich glaube, daß die Nachforschung keinen Zweck hätte. Das Boot hat, glaub' ich, mir zugehört, und ich will keinen Strafantrag gegen Jan Klünder stellen.“

Alle starrten den Schöffen an. Jan stieß einen hörbaren Seufzer der Erleichterung aus, wobei er heftig nickte.

In den hellen Augen des alten Richters hatte es aufgeblitzt; wieder vibrierten seine Nasenflügel. Er erhob sich von seinem Sessel: „O, Herr Bentzen, auf einen Augenblick!“

Bentzen folgte ihm ans Fenster und konnte es nicht hindern, daß das Tageslicht scharf auf sein Gesicht fiel. Seine Augenlider machten vergebliche Anstrengungen, sich zu heben. Neugierig forschten die Beisitzer zu den beiden hinüber.

In leidenschaftslosem Ton und im höflichsten Hochdeutsch bat der Richter leise: „Herr Schöffe, wollen Sie mir einmal erzählen, wo und wann Sie das Boot verloren haben?“

Bentzen fuhr sich, wie erinnernd, über die Stirn. „Es war ein ganz altes, wertloses Boot mit wertlosem Inventar, Herr Amtmann,“ flüsterte er.

„Ich gebrauchte es bloß mal wieder, während mein anderes frisch gemalt war. Weil ich wußte, daß es leicht zuviel Wasser ziehen konnte, band ich meinen Prahm hinten an. Und richtig, mit eins fing es gerade bei der Boje an wegzusackern, und ich ging in den Prahm.“

„Hm! Das war doch wohl ein gewagtes Stück, mit solchem gefährlichen Boot so weit hinaus zum Fischen zu gehen?“

„Drum hatte ich ja den Prahm, Herr Amtmann.“

„Haben Sie nie versucht, es wiederzukriegen?“

„Nein! Ich sagte ja, es war ein alter Kasten, der doch gleich auseinandergebrochen wäre.“

„Aber die Netze!“

„— Ich hatte keine mit.“

„Sie sagten doch eben, Sie hätten gefischt.“

„Sagte ich das? — Nein, ich war wohl man so gefahren.“

„Nach der Boje? Was wollten Sie denn da?“

„Ich? — Ich weiß nicht mal, ob ich ein Netz verloren hatte, oder —. Es war jedenfalls sehr dringend. — Es — — —. Das ist nun schon fünf Jahre her, Herr Amtmann; ich kann mich auf'n Sturz nicht mehr darauf besinnen. Mir ist heute auch so schlecht im Kopf; ich hab' die ganze Nacht gefischt und bin ganz ab.“

„Es war aber doch in der Nacht vom 17. zum 18. August?“

Bentsen erbehte.

„Nein, das glaub' ich nicht! Das glaub' ich bestimmt nicht! Das weiß ich noch, daß es später war.“

„Also — beiläufig bemerkt — es gehört ja kaum zur Sache — wohl nach dem Schlußtermin wegen Ihrer Erbschaft, etwa im September?“

„Ja wohl, so um September herum — nach dem Termin; das kann ich für gewiß sagen.“

„Warum ließen Sie denn die Segel an den Masten? Sie hätten sie vielleicht nachträglich auch abbekommen können!“

„Ich dachte ja nicht, daß es ginge, und ich kann nur wiederholt sagen, daß sie ja doch nichts mehr wert waren.“

„Wußten Sie, daß Klünder sich die Segel geholt hatte?“

„Nein! Aber nun, da ich es weiß, stelle ich keinen Strafantrag.“

„Können Sie auch nicht!“

Der Richter setzte sich wieder an seinen Platz. Bentsen setzte sich ebenfalls, unsicher, tastend; der helle Schweiß perlte auf seiner totenblaffen Stirn.

In vorgebeugter Stellung wie vorhin fragte der alte Herr laut: „Jan, hast du gewußt, daß das Boot August Bentsens seins war?“

„Ja, Herr Amtmann.“

„Warum hast du ihn nicht erst gefragt, ob du dir die Segel holen dürftest?“

„Ja, Herr Amtmann, er hat sie doch selbst nicht mehr haben wollen.“

„Danach hast du ihn doch nicht gefragt?“

„Nein, Herr Amtmann.“

„Na, woher wußtest du denn das?“

Jan, der bereits alles in schönster Ordnung gewähnt hatte, nachdem Bentzen sein Eigentumsrecht angegeben und ihm trotzdem nichts tun wollte, pläzte heraus: „Ja, Herr Bentzen hatte es doch selbst versacken lassen.“

„Selbst versacken lassen? Das kann wohl nicht wahr sein! Selbst versacken lassen, das heißt selbst angebohrt?“

„Ja, Herr Amtmann.“

Der Richter ließ Jan hart an die Schranke treten und heftete die Augen in seiner eindringlichen Art auf ihn. „In welchem Monat war das?“

„So nach Mitte August.“

„Nachts?“

„Nachts!“

„Und du hast es mit eigenen Augen gesehen?“

„Jawohl, Herr Amtmann!“

In demselben Augenblick ging ein röchelnder Laut durchs Zimmer; Bentzen schwankte und fiel ohnmächtig in die Arme seines Mitschöpfen. —

Das war eine Verhandlung voller Überraschungen! Wie konnte Bentzen durch die Aussage, daß er sein Boot selbst versenkt habe, so erschüttert werden?

Alle waren erschreckt; nur der alte Richter bewahrte seine vollkommene Ruhe. Er befahl dem Gerichtsdiener, kaltes Wasser zu holen und den Ohnmächtigen damit zu besprengen. Dies hatte auch die Wirkung, daß Bentzen wieder, ohne gehalten zu werden, sitzen konnte. Die Augen behielt er geschlossen. Inzwischen berief der Richter die übrigen Herren zu einer kurzen, geheimen Beratung, und dann hob er die Sitzung auf.

Der Zeuge Lüdemann, hieß es, sei entlassen. Jan meinte, daß er nun auch als ehrlicher Mann und forthin ungestörter Besitzer der Segel das Amtszimmer verlassen könne; um so unliebsamer fühlte er sich daher überrascht, als ihm erklärt wurde, daß er in Haft genommen sei.

Jochen Lüdemann zeigte sich ganz zerknirscht über die Folgen seiner Rachehat; das half dem verrathenen Freunde allerdings jetzt wenig.

Als Jan von Höll abgeführt wurde, bemerkte der Richter tröstend: „Na, den Kopf wird's dir nicht kosten, mein Sohn, und für Frau und Kinder wird auch gesorgt werden.“

In eifrigem Wispern über den der Geheimhaltung anbefohlenen, seltsamen Fall entfernten sich die Herren.

„Doch 'ne tolle Sache, was?“ flüsterte der Referendar, indem er mit der Hand über seine mangelhafte Kopfschönung bürstete, dem Polizeisekretär fragend zu. Dieser zog ungeheuer vieljagend Augenbrauen und Schultern. „Oha, und ob! Ich hab's ja schon immer gedacht, der Bentzen —.“

Natürlich hatte er bis zum heutigen Tage nie etwas über August Bentzen

gedacht. Dann fertigte er den Zeitungsmann, der ihn in gewisser Entfernung zärtlich umstrich, grob ab: „Donnerwetter, Sie haben doch gehört, daß der Amtmann noch nichts davon im Blatt haben will! — Also —?“

Der Amtsrichter blieb allein mit Bentzen zurück.

Bentzen zwinkerte mit den Augenlidern.

„Ich weiß gar nicht, was das eigentlich mit mir war,“ stöhnte er, indem er sich die bleiche Stirn wischte.

Der alte Herr stand, von ihm abgewandt, am Fenster. Ihm war seinerzeit allerdings erzählt worden, daß Bentzen ein altes Boot verloren hätte, aber gerade das war ihm nicht aufgefallen. Warum sollte es verdächtig sein, wenn einmal ein altes Boot wegsackte? Heute erst, bei Jans Ausfagen: „Bei der Glockenboje“ und „He leg up de Grund, Herr Amtmann,“ war ihm der unbeachtet gelassene Umstand in Erinnerung und mit einem Schlage in Zusammenhang mit seinem Verdacht gekommen. — War er nun befugt, den Mann verhaften zu lassen? Nein, er war es nicht! Es lag kein ungeführtes Verbrechen vor, nach dem geforscht wurde. Bentzen hatte mit seinem Boote tun und lassen können, was ihm beliebte. Er war selbst nicht verpflichtet gewesen, darüber die Wahrheit zu sagen. Doch er hatte gelogen. Und hier lag zweifellos der Zugang zu einem geheimen Verbrechen! Aber — verhaften konnte er den Mann noch nicht. Er wandte sich um.

„Bentzen, ich habe es doch für nötig befunden, eine neue Sitzung anzuberaumen, in der, ehe wir über den Mann aburteilen, völlig klargestellt werden muß, ob der dolus, d. h. die Erkenntnis einer Gesetzwidrigkeit, bei ihm vorhanden gewesen ist oder nicht. Sie werden bei dieser neuen Sitzung abermals zugegen sein, und zwar nicht als Schöffe, sondern Sie werden den Zeugeneid leisten müssen.“

Bentzen schlug die Hände vors Gesicht. Er stöhnte; es war klar, daß er seine inneren Qualen kaum noch zu erdulden vermochte.

Da legte der Amtsrichter seine Hände ihm auf die Schulter.

„Bentzen, Sie tragen ein schlechtes Gewissen mit sich herum! Was es auch sein möge, gestehen Sie Ihren Fehltritt ein! Sie kennen das Wort: Nichts ist so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen. Und dies Wort ist furchtbar wahr, glauben Sie das einem alten Richter! Durch ein rechtzeitiges Geständnis erleichtern Sie die Annahme, daß Ihre Tat die Folge unglücklicher Umstände gewesen ist, und damit eine Sie etwa treffende Strafe, auf alle Fälle aber Ihr Gewissen. Sie werden viel freier atmen als jetzt, wenn der Stein vom Herzen gewälzt ist!“

Ein tiefes Schweigen trat ein.

Bentzen schlug abwehrend mit der Faust durch die Luft.

„Ich — ich kann nicht, Herr Amtmann!“

„Bentzen, ich bin in diesem Augenblick kein Richter! Ich bin jetzt nur ein Menschenfreund, der es gut mit seinem Nächsten meint. Folgen Sie

meinem Rat! So wahr ein Gott im Himmel lebt, so gewiß kommt Ihre Tat ans Licht! Unser Gewissen, Bentzen, ist wie die Glockenboje da draußen in See, das — — —“

Bentzen war jäh emporgesprungen.

„Die Glockenboje?“ schrie er heiser und wild rollenden Auges. „Was wollen Sie mich immer mit der verfluchten Glockenboje quälen? Ich habe nichts mit der Boje zu tun! Sie meinen wohl gar, ich — hätte dort — einen — Mord begangen? Meinen Sie das, dann sagen Sie es nur gleich!“

Mord! Das war's! Das Wort durchzuckte den alten Herrn wie ein Blüßschlag, so daß er selbst zitterte. Und doch — verhaften konnte er nicht!

Mühsam faßte er sich. „Nein, nein, beruhigen Sie sich Bentzen! Wer denkt gleich an so Furchtbares! Es hätte ja auch ein Fall von schwerer Pascherei — Tabak, Kognak vielleicht — oder dergleichen sein können.“

„Pascherei?“ Bentzen fing das Wort schnell auf. Es schien ihn in der Tat etwas zu beruhigen, während seine Augen noch flackerten. „Ja — vielleicht — oder so etwas, Herr Amtmann. Es hat aber keinen Sinn, nach fünf Jahren noch davon zu reden. Ich bin nicht mehr strafbar. Ich habe nichts, gar nichts zu gestehen, selbst wenn Sie das Boot noch finden!“

„Wir werden es finden! — Aber noch einmal, Bentzen —“

„Nein, nein, ich will von nichts hören! Suchen Sie, soviel Sie wollen! Ich habe nichts gesagt! Ich habe nichts zu gestehen! Ich will fort, denn Sie haben mich bloß hierher gelockt, um mir eine Falle zu stellen und mich zu quälen! O, das weiß ich jetzt genau! Fort will ich, fort!“

„Nun, dann gehen Sie, Bentzen! Es hält Sie hier niemand. Die Untersuchung gegen Klünder nimmt ihren Lauf, und bis dahin haben wir beide nichts mehr miteinander zu tun. Gehen Sie!“

Bentzen griff nach seiner Mütze und wankte hinaus, ohne sich umzusehen. Er taumelte die knarrende Treppe hinunter und durch die Allee. Als er das eiserne Thor hinter sich hatte, faßte er nach der Brust, und dann, wie er annehmen konnte, daß die Kiefernbüsche, zwischen denen der Strandweg führte, ihn verbargen, blieb er stehen, schlug sich mit den Fäusten vor den Kopf und rief: „Mien Gott, wat heff ick seggt! Wat heff ick seggt!“ Und darauf begann er zu laufen und zu springen, als ob er verfolgt würde, bis er atemlos und schweißbedeckt bei seinem Boote anlangte.

Bald schoß es beim Winde dahin. — Er war frei, frei! —

Mit tiefernstem Gesicht, die Hände auf den Rücken gelegt, verfolgte der alte Richter von seinem Fenster aus den Kurs des Bootes. Dieses Mal ging es nicht zur Boje hinaus, sondern flog wie ein Pfeil — offenbar unbekümmert, ob es kentern würde oder nicht — dem jenseitigen Ufer zu.

Über den Eisenkorb des Gefängnisfensters hinweg beobachtete noch jemand das Fahrzeug. Es war Jan, der sich ganz getröstet fühlte. Wenn seine Kinder ebenfalls solches Essen kriegten, wie er es im Gefangenenapf vorgefetzt erhielt, dann hätte er sie am liebsten sein Leben lang durch das

Sitzen hinter schwedischen Gardinen ernährt! Nur wollte es seinem Kopfe nicht klar werden, warum er eigentlich säße, da der Amtmann ihn doch nicht gerade wie einen Dieb behandelte. Dann hätte er gar gern noch eins erfahren gehabt, und zwar: warum Bentzen sein Boot denn damals versenkt hatte? Das wußte Jan nämlich selbst nicht. Er war in jener nebligen Nacht beim Fischen mit der Angel in See gewesen und hatte ein eigentümliches Geräusch bei der Glockenboje gehört. Dann hatte er beim leisen Nähern ein Boot bemerkt und einen Mann darin, dessen Tätigkeit er sich nicht zu erklären vermochte. Durch die Boje gedeckt, war er ganz dicht an den in seine Arbeit vertieften Mann herangeoglitten und hatte nun deutlich gesehen, daß es Bentzen von der jenseitigen Kante war, der am Kumpfe seines Fahrzeuges bohrte. Und dann war dieses mit einem Male weggesack; doch ehe es mit dem Bug nach oben verschwunden war, hatte Bentzen sich in ein kleines Flachboot geschwungen, mit dem er sodann eilig im Nebel verschwand. Jan erschien es sündhaft, daß die schönen Segel, die er außerordentlich gut für sein Sandboot gebrauchen konnte, um nichts und wieder nichts auf dem Meeresgrunde vermodern sollten. Zu seiner Befriedigung vermochte er die Masten mit dem Bootshaken zu fühlen, und da er ein guter Taucher war, gelang es ihm nach harter Arbeit, die Segel loszubekommen.

Er konnte sich keinen Vers darauf machen, in welcher Absicht Bentzen das Boot versenkt hatte — sein eigenes und kein fremdes, das stand fest, denn Jan kannte alle Boote auf der Föhrde. Viel Kopfzerbrechens aber machte er sich darüber nicht; auch meinte er, daß, wer viel frage, viel Antwort erhalte. So hatte er denn jahrelang geschwiegen bis auf den einen unbedachten Augenblick, seinem früheren Freunde gegenüber —. Am meisten beschäftigte ihn jetzt der Gedanke, ob er die Segel würde behalten dürfen, dann aber auch Bentzens Aufregung. Er hatte diesem offenbar Unannehmlichkeiten bereitet, und das tat ihm leid, denn Bentzen war ein freundlicher Mensch, weil er keinen Strafantrag gegen ihn hatte stellen wollen. Aber warum hatte er danach getrachtet, das Boot durchaus los zu sein? Heute erst stieg Jans einfachem Denkapparat die Wichtigkeit dieser Frage auf. Vielleicht hätte er früher mehr bekommen können als bloß die Segel. Aber nein! Dann wäre er ein schlechter Kerl gewesen, und — einerlei — Bentzen war doch ein guter Mann!

\*

Die Fahrt beruhigte Bentzens Blut wieder. Was hatte er zu fürchten? — Nichts!

Ganz unsinnigerweise hatte er sich durch sein Bekenntnis, ihm gehöre das Boot, dem plötzlichen Verdacht des Amtmannes ausgesetzt, der immer jeden Menschen so ansah, als ob dieser etwas auf dem Kerbholze habe. Hatte er nicht von jeher eine Ahnung besessen, daß dieser alte Spürhund ihm einmal zu Kleid gehen werde?

Er begriff sich gar nicht, wie ihm urplötzlich die Zunge lose geworden war.

Er hatte wohl mal den Gedanken gehabt, daß das Boot doch auf das ganz schmale Riff gefallen sein könnte, statt in die große Tiefe ringsum, aber ernstlich es nie geglaubt und sich auch nie zum Nachsuchen entschließen können. Nun aber hatte es doch dort gelegen und war gefunden worden! Es war gar nicht anzunehmen, daß es sich lange hatte halten können und noch etwa heute da läge; allein unter dieser jähen Erschütterung seiner Sicherheit war er von der Furcht überwältigt worden, es könne doch schließlich gefunden werden. Und da war der Verstand mit ihm durchgegangen, und er hatte geredet!

Er war von der Wahnvorstellung erfaßt worden, daß er um jeden Preis eine Nachforschung verhüten müsse. Und wie es dann herauskam, daß er selbst das Boot angebohrt und Klünder dies gesehen hatte, das war zuviel gewesen! Klünder konnte ja noch mehr gesehen haben! — Konnte er? — Gott bewahre! In diesem Falle wäre er ihm längst mit Erpressungen gekommen; sicherlich aber würde er es heute sich haben merken lassen, und der Amtmann würde ihn selber nimmermehr aus den Händen gegeben haben. — Pah, alles war Einbildung! Er brauchte sich vor der ganzen Welt nicht zu fürchten, trotzdem er sich verdächtigt und auf ein Haar dem Amtmann ein Geständnis gemacht hatte. Das Boot konnte nicht mehr gefunden werden! Niemand auf der Welt wußte seine Untat, niemand würde sie je erfahren, wenn er selbst sie nicht erzählte; und er würde sich hüten, sich ein zweites Mal von dem niederträchtigen, alten Fuchs überrumpeln zu lassen!

Nur die Boje! Wenn nur die verdammte Boje nicht gewesen wäre! Unaufhörlich bimmelte sie in seinem Ohr wie in jener Nacht. Er hörte sie beim Essen, und der Bissen blieb ihm im Munde stecken; er hörte sie auch im Bett. Und dann, trotzdem er wußte, daß es Unsinn sei, sie meilenfern hören zu wollen, mußte er sich aufrichten und, in Angstschweiß gebadet, nach dem Dunkel der See zu hinaushorchen. Dann wälzte er sich umher, ohne Schlaf zu finden. Und er hörte sie beim Fischen, auch meilenab; und dann mußte er hinsegeln und sehen, ob sie wirklich läutete. Er mußte, mochte er wollen oder nicht! Und es zwang ihn, so gefährlich dies war, hart unter der Boje wegzugehen, weil er immer meinte, unter ihr könne wieder etwas zum Vorschein kommen! — Fünf Jahre hindurch! — Lächerlich!

Und Bentzen lachte wirklich, laut und herzlich. Das Lachen brach aber mit einem rauhen Tone schroff ab.

Er sann nach. In der Abenddämmerung mußte er noch einmal nach der andern Seite zurück. Es war notwendig, baldmöglichst heimlich mit Klünder zu sprechen. Immerhin schien es denkbar, daß dieser doch mehr gesehen hatte, und wenn — —. Na, so ein Kerl würde durch einen Hundertmarkschein oder zwei schon stumm werden wie das Grab!

Bentzens Haus lag einsam, dicht bei den grünen Festungswällen. Es war ein neues, schönes, schuldenfreies Haus. Wäre der junge Stiefbruder

nicht fahnenflüchtig geworden und dann nicht seit sieben Jahren mit einem fremden Schiff verschollen gewesen, so hätte Bentzen es niemals bekommen und wäre ein armer Teufel geblieben.

Ja, Haus und Hof hatte er gekriegt, ebenso wie das fremde Geld, aber Lina Stuts nicht! Und so war er ungeachtet seiner Jahre, seines Geldes und seines Wunsches, „sich zu verändern,“ noch immer Junggeselle, und die taube, fast stumpfsinnig beschränkte Witwe Makeprangsch, die wenigstens den Vorzug besaß, leidlich zu kochen, führte ihm noch immer die Wirtschaft. Und — seit jenem Abend scheute er sich auch, Makeprangsch zu entlassen, obwohl sie nichts wußte und nichts hätte plaudern können.

Das Boot glitt mit niedergeworfenen Segeln längsseit des Landungsstegs. Bentzen machte es neben einem andern, noch neueren fest. Dann schritt er durch den Sand, über dem die braunen Netze, an kurze Pfähle gespannt, im Winde trockneten, und aufwärts durch die weiß gestrichene Pforte in sein mit schon hinwegenden Levkojen, Goldlack und Asten in Buchsbaum-Umrahmung bepflanztes Gärtchen und längs des Gartenpfades in sein Haus.

Der Steinflur mit den großen, dunkel gebeizten Schränken und den an den Wänden umherstehenden oder hängenden Fischerei- und Bootsgeräten war sauber; die Stube, in welche die kurz durchbrechende Sonne über blühende Geranien hineinblinzelte und in der an der Wand neben dem grünen Kachelofen ein gedeckter Tisch stand, erschien recht anheimelnd.

„Eeten!“ rief Bentzen, indem er vor Ubertreten der Schwelle den Kopf knapp nach der am Flurende liegenden Küche wendete.

„Glieks!“ tönte es zurück. Unmittelbar darauf klopfte Makeprangsch, ein robustes Frauenzimmer mit rotem, verschwommenem Gesicht und abwechselnd rostfarbenen und weißen Haarsträhnen, eine dampfende Schüssel tragend, herein, gefolgt von ihren beiden sich erwartungsvoll krümmenden, grünäugigen und je durch einen schneeigen Brustflaß ausgezeichneten Katzen.

Makeprangsch war gewiß keine Schönheit, dennoch starrete Bentzen, indem er mitten in der Stube stand, sie an, als ob sie ihm ein ganz neues und anziehendes Wesen wäre.

Aber die Frau setzte sich so stumpfsinnig an ihren Platz wie je. — Sie hatte auch nie gefragt, wer der Fremde gewesen, woher er gekommen, wohin er gegangen sei.

Den kaum erfaßten Löffel wieder hinlegend, ging Bentzen in seine Schlafkammer, um nach einiger Zeit mit einer vergilbten Photographie in der Hand wieder zurückzukehren.

Er hielt sie der Alten unter die Nase und schrie ihr auf plattdeutsch ins Ohr: „Makeprangsch, kennt Sie den?“

Makeprangsch riß die Augen auf und schüttelte den melierten, struweligen Kopf.

„Makeprangsch, weiß Sie noch, vor fünf Jahren, da war hier ein junger Mann abends zum Besuch?“



Er grub den stechenden Blick der tiefliegenden Augen in das Gesicht der Haushälterin, die mit gesenkten Lidern und hängender Unterlippe vor sich hinsah.

„Ein junger Mann?“

„Ja! Sie hat ja noch Bütt für ihn gebraten, weiß Sie das nicht mehr?“

„Ne!“ erklärte Makeprangsch entschieden und aß teilnahmslos gegen die Unterhaltung mit Appetit weiter.

Bentsen trug das Bild in die Kammer zurück und begann dann ebenfalls zu löffeln. Bald aber legte er den Löffel wiederum hin und stierte wie hypnotisiert nach der Zimmermitte.

Da hatte er gestanden, — gerade da, wo der Dfleck, über den die Sonnenkringel spielten, von der weißen Diele sich abhob!

Abend war es gewesen, er allein im Zimmer. Da war der Stiefbruder plötzlich vor ihn getreten, verkleidet, in aller Heimlichkeit.

„Guten Abend, August-Bruder! Mensch, kennst du mich nicht mehr?“

Sein Erbe hatte er ausgezahlt haben wollen — in Güte und Verschwiegenheit, weil er doch unter dem Geßel stand — und das kurz vor dem Termin! Der Teufel selbst hatte seine Hand im Spiele, um ihm, Bentsen, vor Torschluß sein Glück zu nehmen.

Ja, sein Glück! Denn der Bruder hatte auch seine Kameradin, Klein-Stine, nicht vergessen; und wenn Stine den großen, schmucken, jüngern Mann, dessen Bild noch immer ihr Herz erfüllte, wiedersähe, und wenn dieser reich und er arm wäre — dann wär' alles für ihn vorbei gewesen!

Ein gewaltiger, äußerlich mühsam unterdrückter Haß hatte in ihm aufgebeht. Denn klar hatte es sich bald gezeigt, der Bruder trachtete wirklich danach, Stine fortzuholen in das freie Land jenseit des Ozeans.

Und nun hatte er eine freundlich entgegenkommende, brüderlich beratende Miene angenommen und unter dieser Miene gegrübelt und gegrübelt.

Da ward der Heimgekehrte voll von Vertrauen und zeigte Geld, viel Geld, das er bei sich trug. Also ein reicher Mann ohnehin, der dennoch nicht auf das, was er sein Recht nannte, verzichten und lieber seine Strafe als Deserteur auf sich nehmen wollte!

Aber er, Bentsen, konnte ihm was lachen und statt der mageren Abfindung unmenshlich viel mehr bekommen — wenn er klug wäre!

Und so war es in ihm aufgestiegen, erst nebelhaft verschwommen, zurückgewiesen, dann klarer und klarer, immer schrecklicher, immer gebieterischer.

Das bloße Denken daran hatte ihn schon am ganzen Leibe geschüttelt.

Eine große Briefstasche, gefüllt mit glatten, sauberen Tausenddollarscheinen! Das war das Glück! — Auf der andern Seite stand das Unglück! — Ihm blieb keine lange Wahl!

Was bedeutete ihm auch dieser Mensch, der einst vorgezogene und verzogene Stiefbruder, den er nie geliebt, den er vergessen, den die Welt vergessen

hatte! Ein Feind! Ein Fremder, der verschwinden konnte, wie er gekommen. Niemand würde es je erfahren — wenn er klug wäre.

Und so war er klug gewesen!

Er war einverstanden gewesen mit allem und jedem, und sie hatten, wie es guten Brüdern nach langer Trennung zukommt, gasflich miteinander gegessen und getrunken. Viel, sehr viel getrunken. Makeprangsch hatte nicht mehr in die Stube kommen dürfen und war bald zu Bett geschickt worden.

Dort drüben an der Kommode, wo auf der gehäkelten Schutzdecke die Pfauensfedern in blauen Vasen prangten, wo die Flasche mit dem hineingebastelten Schiffchen im Innern, die Korallen und Muscheln lagen, hatte er, Bentzen, gestanden. Dort hatte er es dem auf dem Ledersofa gemächlich schwasenden Bruder mit dem Rücken verdeckt, wie er den Brog aus dem alten weißen Arrak bereitete. Zum Trinken hatte er selbst dann einen undurchsichtigen Steingutbecher statt eines Glases benutzt, unter dem Vorgeben, er sei einmal an diesen gewöhnt. Und fortwährend hatte er von Etine Stuts erzählt, und der Bruder war immer heimischer, redseliger und fröhlicher geworden und hatte schließlich gern den Vorschlag angenommen, wie in alter Zeit noch in derselben Nacht mit zum Fischen in See zu fahren; zumal da man den alten Fische Stuts, Etines Vater, wohl bei der Glockenboje treffen würde und sich dann rasch und im geheimen manches abmachen ließe. Und der Betrunkene hatte ihm ohne weiteres geglaubt. —

Bentzen vergaß alles um sich her, auch Makeprangschs Gegenwart, wie er so, vor dem fast unberührten Teller sitzend, den Blick auf die Sonnenkringel geheftet hielt und das Vergangene an seiner Seele vorüberziehen ließ. Und mit schwer sich hebender Brust sann er weiter.

Für eine Augustnacht in dieser Breite war es ziemlich dunkel und unsichtig gewesen. Im schwachen Meerleuchten phosphoreszierend, waren die langen, niedrigen Wellen leise gegen das Ufer gerauscht.

Das seit undenklicher Zeit nicht mehr benutzte morsche Boot hatte er klargemacht, die dazugehörenden, spinnwebenbedeckten, zerrissenen Segel aus dem Schuppen geholt; ferner den großen Bohrer und noch etwas: einen fast einen halben Meter langen, schweren Koffeinagel aus Eisen, der zum Festlegen dicker Laue auf einem vor Jahren in der Bucht gestrandeten Vollschiffe gedient; schließlich ein paar abgenützte Netze, sowie einige neue Stricke.

Der Bruder war mittlerweile in der Sofaecke eingeschlafen gewesen. Seine ruhigen Atemzüge hatten sich in den raschen Pendelschlag der Tulpenuhr dort gemischt, die auch heute so freundlich tickte, als ob seit jener Nacht nichts Sonderliches in der Welt sich ereignet habe. Wie das reine Leben hatte er ausgesehen! Die blonden, welligen Haare leicht über die Stirn gefallen, der volle, von einem gekräuselten Bart umgebene Mund etwas geöffnet, eine Hand mit der erloschenen Zigarre auf dem breiten Schenkel. Was für ein Hüne! Ja, dem hätte kein einzelner von vorn beikommen können!

Darauf war der schwer Geweckte im Dunkeln lallend hinter ihm her getorkelt, nach dem Boot zu durch den tiefen Sand.

„Du bist doch ein netter Kerl, August! Komm mal her, Mensch! Gib mir mal 'n Kuß! Brüder müssen sich doch mal 'n Kuß geben, August!“

„Nachher, nachher, mein Jung! Erst komm man ins Boot!“

„Na — denn — Etine schall lewen, August!“

Und damit war er ins Boot gefaunelt und hatte sich gleich zum Weiter-schlafen unter die Duchten gelegt, ohne den hinten angebundenen Prahm und selbst ohne das Wasser, das sich nicht alles aus dem Boote hatte schöpfen lassen, zu bemerken.

Lautlos, nur unter geheimnisvollem Gluckern der See gegen die Außenplanken war die Fahrt bei schwacher Brise vor sich gegangen; die Nebelwand hatte sich immer erst dicht vor dem Boote geöffnet, um sich ebenso gespenstisch gleich dahinter wieder zu schließen.

Mächtig hatten die undichten Fugen Wasser gezogen.

Und immer deutlicher hatte Bentzen sich ausgemalt, was er haben würde, wenn er es täte, und was nicht, wenn er es nicht täte. Die Begehrlichkeit war stets größer, war unüberwindlich geworden und damit eine dumpfe Entschlossenheit über ihn gekommen. Nur nicht denken, nicht zu weit denken, es würde schon gehen, hatte er gemeint. Und dann war es ihm zum ersten Male wie etwas Besonderes ins Ohr geklungen, mahnend, aber vergeblich mahnend, leise, dann allmählich anschwellend: „Ding, ding, dong — ding, dong — dong, dong.“

Fast überstürzt hatte er die Segel geeigt, die Ruderpinne angebunden und das Boot unter dem Klüver langsam voraustreiben lassen. Die eiserne Keule in der bebenden Hand wiegend, hatte er sich auf eine Bank rittlings über den Schlafenden gesetzt, so daß dieser zwischen seinen Beinen lag, mit dem aus dem Dunkel schimmernden Gesicht nach oben, einen Arm unter dem Kopf, darunter zusammengeknülltes Netzwerk, während die rasch gestiegene Salzflut schon um den Rücken schülperte.

Sein Herz hatte furchtbar gehämmert und das steigende Wasser ein kaum vernehmbares Geräusch von sich gegeben. Es war doch unmenschlich schwer gewesen, den Entschluß auszuführen! Er hatte überlegt: wenn er den Mann da nur würgte, dann floß kein Blut, das alles besudeln und die Lat leichter verraten konnte. Es ging vielleicht auch, Netze auf ihn zu werfen und ihn zu ersticken. Aber wenn er nun mit dem Würgen nicht fertig würde, wenn der Riese ihn packte und festhielt und wenn dann das Wasser immer höher im Boote stieg?

Da hatte der Schlafende den Arm herumgeworfen, so daß die Hand ins Wasser geklatscht war, und nun hatte Bentzen blitzschnell die Keule erhoben und — Totenstille ringsum. Nur das Gluckern um die Bootswände hatte nicht aufgehört, und ganz nahe hatte es aus der mäßig bewegten See herüber geklagt: „Ding, ding, dong — ding, dong — dong, dong.“

Noch einmal hatte der Betroffene geächzt. Von Furcht übermannt, hatte Bentzen den Körper zurückgezerrt und nochmals zugeschlagen und war dann keuchend auf die Bank gesunken.

Unten im Boot blieb nun alles dunkel und regungslos; ihm aber war übel geworden, und seine bleischweren Glieder hatte er lange Zeit nicht zu rühren vermocht, obwohl jeden Augenblick ein anderer Fischer hätte nachkommen können.

Endlich hatte er sich aufgerafft, hatte scharf zu denken versucht, die Briestasche geborgen, die Leiche festgelascht, die Ballaststeine über sie gewälzt und das Ganze mit dem Netzwerk versichert. Und dann hatte er gebohrt. Dazwischen war es ihm gewesen, als hätte er Ruderknarren aus dem Nebel gehört. Es war ihm eiskalt trotz der heißen Arbeit geworden. Ein fieberhaftes Weiterbohren — nur ein paar Löcher — da war das morsche Boot auch schon so rasch unter ihm weggesackt, daß er kaum Zeit gehabt hatte, das Lau loszumachen, sich in den Prahm zu werfen und mit dem Fuß abzustößen. Jetzt erst war ihm eingefallen, daß er die Masten hätte umlegen und auch festlaschen sollen; zum erstenmal hatte ihn der Gedanke an das Riff durchzuckt. Zu spät! Mit jähem Ruck, als ob er Leben besessen, war der schwimmende Sarg verschwunden. Ein Brodeln darüber im bleichen Phosphorglanz, einige leuchtende, sich auseinanderziehende Ringe, dann Dunkel und Schweigsamkeit und hart vor ihm der finstere Riesenkörper der Boje, mit züngelndem, blassem Feuer darunter. Sie aber war nicht stumm gewesen!

Dann hatte er landwärts gewirkt, was er hatte können, ohne sich umzuschauen, immer den letzten Blick des toten Bruders vor Augen, immer den dumpfen Schall der Glocke im Ohr. —

Vier feurige Punkte, die Augen der Käsen auf der Bodentreppe, hatten ihn in dem stillen, nächtigen Hause angeglüht, das Sägen von Makeprangschs schweren Atemzügen war ihm entgegengeschlagen aus der dumpfwarmer Dielenluft.

Was alles hatte zwischen Verlassen und Wiederbetreten seiner Schwelle gelegen!

Und das Erwachen am nächsten Morgen, als die Sonne, so wie heute, durch die weißen Gardinen auf sein Bett geschienen hatte! Was für ein Erwachen! Zuerst das Erblicken einer Fliege, die vor seinem Gesicht auf der blaugestreiften Wolldecke ihre Flügel mit den Hinterbeinen striegelte. Friedlich und ahnungslos hatte er sie angeblinzelt. Dann aber war er mit einem Entsetzenslaut in die Höhe gefahren und hatte sich verzweifelt die Haare gerauft. —

So hing Bentzens stierer Blick an den flimmernden Sonnenkringeln auf den Dielenbrettern.

Die Käsen strichen buckelnd und schnurrend, mit dem Schweif eine Fahne machend, an seinen Händen hin und her. Bentzen spürte es nicht.

Das fiel doch selbst Makeprangsch auf. „Na?“ Sie schob ihm seinen Teller näher.

Er warf den Löffel in die Brühe und geistesabwesend Messer und Gabel hinterdrein. „Ich mag nicht! Mir ist heute schlecht zumut.“

Damit ging er in die Kammer und warf sich übers Bett.

\*

Bentsen war eingeschlafen, arbeitete aber unruhig umher. Fortwährend hörte er die Glocke, und darüber konnte er nicht hinwegkommen, denn ihn quälte der Gedanke, daß es aus Südwest wehe, während die Glocke doch Nordnordost lag. Dann war alles rot um ihn herum. Erst glaubte er, es käme von Makeprangschs entzündeten Augen; darauf erkannte er aber, daß es Blut sei, das seinem vom Scharfrichter getroffenen Halse entströmte. Eine verzweifelte Angst erfaßte ihn, daß er nun sterben müsse, daß es kein Entrinnen mehr gebe.

Er erwachte schweißgebadet und lauschte, vornübergebeugt, ob er die Glocke vernähme.

Wahrhaftig — auch im Wachen noch!

Blödsinniger Kram! Es wehte ja jetzt wirklich aus Südwest, und zwar steif, mit Regenböen, — er konnte sie nicht hören!

Und alles, was heute geschehen, stand wieder vor seinem schauernden, inneren Auge: wie er morgens im Gericht sich selbst verraten hatte, wie er um jeden Preis die Folgen abwenden müsse, um nicht verloren zu sein. — Jetzt zu Jan, schnell zu Jan! Wer konnte wissen, ob der tückische Amtmann diesen nicht noch bereden würde, daß Jan ihm, Bentsen, ja nichts sagen und ja kein Geld von ihm annehmen dürfe. Er hätte gleich mit Jan reden müssen, ehe er mittags zurückgefahren war. Dummerweise hatte er in jenem Augenblick keinen andern Gedanken gehabt als den, zu entfliehen.

Er raffte sich auf. Ohne einen Bissen im Leibe, brennenden Kopfes, stapfte er schwer durch den Sand zu seinem Boote.

Grau lag die See da. Die schrägen Strichwolken niedergehender Regenschauer verhüllten fast das jenseitige Ufer. Gelbliche Brecher überschütteten Strand und Steg mit Schaum. Von den Bogen getragen, hoben sich die Boote, schossen vorwärts und ruckten, sinkend, wieder zurück, nachdem das Wasser sich unter ihnen fortgewälzt hatte.

Mechanisch steckte Bentsen zwei Reefe ein, und dann sauste das auf der Seite liegende Boot fort, wobei das Lee-Dollbord meist unter Wasser schnitt.

Er jagte hinaus, ohne selbst recht zu wissen wohin. Er sah nicht das graugrüne, schäumende, stürzende Gewimmel um sich herum; er lebte nur seinen Gedanken. Er stellte sich vor, wie es gekommen wäre, wenn das oder das anders gewesen, oder wenn er dies gesagt haben würde und nicht jenes. Wie dann der Amtmann verstummt und ganz klein geworden wäre. Wie er ihm, Bentsen, hätte Abbitte leisten müssen, und wie er dann bis zu seinem späten Ende behaglich und ungestört, endlich seinen großen, verheimlichten

Reichtum genießend, weitergelebt hätte, von aller Welt geachtet und hoch angesehen. — Falls er nicht schon jetzt als ein sehr achtbarer Mann dastände, würde er nicht Schöffe geworden sein. Aber der Teufel hole das Ansehen! Wenn er doch nur nicht zum Schöffen berufen worden wäre! Und gerade bei dieser Sache! — Das war ja ein ganz verdamnter Fallstrich gewesen. Und — und —

Und nun drehten sich seine Gedanken wieder von vorn darum, was geschehen wäre, wenn dies so oder jenes so gekommen sei. Der Schluß war immer: er saß in der Patsche und konnte nicht hinaus.

Dabei fühlte er sich innerlich unablässig nach irgendeinem bestimmten Punkte, der außer seiner Richtung lag, hingedrängt zu irgendeiner That, die ihn retten mußte, von der er aber nicht wußte, wie sie zu bewerkstelligen sei.

Da schrak er heftig zusammen.

„Ding, ding, dong — ding, dong — — dong, dong!“

Ganz von fern und tief melancholisch klang es herüber.

Er riß die Steuerpinne herum; der Klüver befreite sich, seine Schooten peitschten wie wütende Schlangen durch die Luft; Großsegel und Fock flogen über, haushchten sich gewaltig, und ihre Schooten schleiften neben dem dahinrasenden Boot im Wasser. Endlich gelang es Bentzen, die Enden zu fangen und das Fahrzeug wieder in seine Gewalt zu bringen. Bis über die Knöchel stand er im hin und her schießenden Salzwasser. Er achtete nicht darauf, sondern kreuzte gegen den böigen Südwest in die Richtung des andern Ufers und des Amtshauses zurück.

Eine Viertelstunde von dem weißen Amtshause entfernt, wo unter sturmgekrümmten Rüstern Jan Klüunders armseliges Strandhäuschen lag, ging er ans Ufer.

Als er hastig die einzige, muffig riechende, aber ziemlich geräumige Stube betrat, in der gelebt, gekocht und geschlafen wurde und in der es von Kindern wimmelte, sah er eine elende, junge Frau, die ein noch elenderes Würmchen auf dem Arme trug. Sie war aber seelenvergnügt; auch die Kinder lachten laut, und auf den Fußboden-Klinkern und dem Tische lag eine Fülle von Speiseresten und abgenagten Knochen.

„Sie sind Frau Klünder?“

„Ja.“

„Ist ihr Mann zu Haus?“

„Nein!“

„Wo ist er denn?“

„Er sitzt.“

„Er — was tut er?“

„Er sitzt!“ wiederholte die Frau mit dem fidelesten Ausdruck der Welt; doch dann verzog ihr Gesicht sich ängstlich, indem sie schnell hinzufügte: „Mein Gott, was fehlt Ihnen denn?“

„Nichts! Nichts!“



Bentsen hielt sich an die Stuhllehne, um nicht umzusinken.

In der beklommenen, lärmenden Stube war es still geworden; über ein Duzend großer, fragender vergiftmeinnichtblauer Augen starrten den fremden, bleichen Mann an.

„Ich glaub' aber nicht, daß mein Mann lange sitzen wird. Höll sagt, das wär' nur so eine Komödie, weil sie so einen andern großen Kujon fassen wollen. Und unser Amtmann hat uns einen ganzen Berg Essen geschickt.“

Bentsen rang nach Atem.

Jetzt erkannte Frau Klünder ihn. Näheres von ihm wußte sie freilich nicht; auch über die Herkunft der Segel hatte ihr Mann sie im Dunkel gelassen.

„Sie sind doch Fischer Bentsen von drüben, nicht wahr? Soll ich Jan was bestellen?“

Bentsen nickte, drückte einen Laler in Frau Klünders Hand und flüsterte mühsam:

„Behalten Sie! — Jan — soll — wenn er frei ist — gleich zu mir kommen. Aber gleich, gleich!“

„Gewiß, Herr Bentsen.“

„Auch wenn's mitten in der Nacht ist!“

„Ja wohl, Herr Bentsen.“

„Und nichts sagen, daß ich hier gewesen bin — zu niemand!“ Er hob drohend den Finger.

„Nee, nee, Herr Bentsen!“

„Euer Schaden soll's nicht sein! Adieu.“

Damit tastete er sich aus der Thür.

Verdutzt sahen ihm die Kinder nach. Auch Frau Klünder, deren Herz zuerst freudig aufgeklopft hatte über den Laler, betrachtete diesen jetzt mißtrauisch. Sollte Bentsen wohl gar selbst der Kujon sein, wegen dessen ihr Mann sitzen mußte? —

Bentsen hatte nun erkannt, daß seine Lage doch eine bedenklichere sei, als er sich es bisher eingeredet. Offenbar führte der Amtmann Schlimmes im Schilde und hatte seinen ersten Schritt vorausgesehen und durchkreuzt.

Einen „andern alten Kujon“ wollten sie also fangen mit Jan? Vielleicht hatte dieser doch mehr gesehen, als das Anbohren, und vielleicht wußte der Amtmann nun auch mehr? Dann war es wieder sehr dumm gewesen, was er eben bei Jans Frau gesagt und getan hatte.

Er brachte überhaupt in dieser Angst nichts Klares mehr zustande.

Ein Schauer rieselte über seinen Rücken hinab.

Er mußte sein Leben retten! Fliehen, fliehen! Nach Amerika oder Australien! — Er durfte keine Minute verlieren! Aber all sein vieles heimliches Geld war jetzt unerreichbar in auswärtigen Werten angelegt, und all sein Eigentum sollte er obendrein im Stich lassen? Alles das, um deswillen er fünf Jahre gelebt und gelitten hatte wie ein Hund? Nimmermehr!

So saß er wieder in seine Gedanken eingespinnen da, als er vor dem Winde durch die aufgeregte See zurücksegelte. Vorwärts, vorwärts ging es; er hätte eigentlich schon längst drüben sein müssen. Doch schien er sich darüber keine Rechenenschaft zu geben. Vielleicht, so sann er, kam schon morgen eine Gerichtskommission, um bei der Boje Hebungversuche zu machen, und wenn sie nun etwas fänden, dann war er noch nicht fort oder wenigstens nicht weit genug, um nicht noch eingeholt zu werden. Vielleicht hing das Boot, das zu seiner furchtbaren Überraschung auf die Riffkante gesunken war, statt in die große Tiefe ringsum, aus der es nie gehoben werden konnte, nun doch noch immer am Riff? Welcher Esel war er gewesen! Fünf Jahre hatte er Zeit gehabt, sich darum zu bekümmern; fast jeden Tag war er bei der Boje gewesen, hatte selbst dann und wann den Gedanken gehabt, das Boot könne am Riff haken geblieben sein, und dennoch hatte er sich nie entschließen können nachzusehen. —

Doch, was war das?!

„Ding, ding, dong — ding, dong — — dong, dong!“ Recht wie ein Sterbeglöckchen klang es mitten aus der See heraus, durch das Brausen der stürzenden Wogen.

Bentsen fuhr auf. Die blutleeren Lippen von den Zähnen zurückgezogen, mit jäh sich weitenden Augen schaute er um sich. Diesseits und jenseits dehnte sich die trüb verschwimmende Küste; statt bei seinem Hause war er wieder weit, weit in See — er war wieder bei der Boje!

Das Boot schoß heran.

Der große, schwarzgeteerte, ballonartige Eisenkörper wiegte wie ein Phantom in der wogenden See auf und nieder, sich tief nach hüben und drüben neigend. Und jedesmal, wenn es sich beugte, schlug einer der schweren eisernen Hämmer gegen die Glockenwand. Hier, in unmittelbarer Nähe, mit furchtbarem Dröhnen anhebend, zog der traurige Ton, fernhin klagendem Unkenruf vergleichbar, über das in seiner Verlassenheit wild geschäftige Meer, bis er im Abendgrauen erstarb.

Immer näher schäumte das Boot an den schwankenden, vom Seewasser angesprühten, schwarzen Koloß heran. Bentsen schien jeden Sinn für die große Gefahr verloren zu haben; er stierte nur in das über dem Riff im letzten Tageschein noch hellshimmernde Wasser, in dem dicke, gelbliche Quallen schwammen. Nun war er hart unter der Bauchung. — Seine Augenäpfel quollen vor. — Da — da — da war das Gerippe!

Eine glasgrüne Woge rauschte hoch empor. Im nächsten Moment war das Boot gegen die Boje geschmettert. Der tropfende, schwarze Bauch legte sich weit über den Bord, und während die losgerissenen Segel das Glockengerüst umflatterten, sank er und drückte mit seiner ganzen Schwere das kleine Fahrzeug tief unter die See.

Und dumpf dröhnend hallten die Glockenschläge fort. —

In letzter Sekunde, von Wasserströmen übergossen, hatte Bentsen in-

stinkmässig nach dem eisernen Stativ gegriffen, und während das mit Steinballast beschwerte Boot zur Tiefe ging, schwang er sich mit Aufbietung seiner ganzen Kraft auf die Boje hinauf.

Da stand er nun, bis auf die Knochen durchnässt, zähneklappernd, im eissigen Winde auf dem tanzenden, wiegenden Eisenkörper, in steter Furcht, daß die schweren Hämmer seine Beine treffen, daß seine Finger das Anklammern nicht allzulange aushalten möchten.

Kingsum nur heulende, düstere See, und unmittelbar vor sich der den Kopf durchdröhnende, Mark und Bein erschütternde Glockenton.

Nun überwog die Liebe zum Leben jedes andere Gefühl.

Im verzweifelter Todesangst, obwohl er wissen mußte, kein Sterblicher könne ihn hören, schrie er gellend in den brausenden Wind hinein. Er ließ sein Taschentuch flattern, trotzdem kein Boot sich in der Nähe zeigte, sondern nur in entlegener Weite, im letzten unter der finsternen Wolkenbank verblässenden Abendrot das Segel einer einsamen Jacht und der Rauch eines seewärts verschwindenden Dampfers.

Ein kalter Spritzer nach dem andern jagte über die Boje. — Der Wind kam vom Land, daher konnte nur ein beschränkter Seegang aufkommen; hätte es von draußen geweht, wäre Bentzen längst von den Brechern heruntergespült worden.

Aber auch so wurde es der körperlichen und seelischen Marter übermäßig viel. Zusammengekauert sank er am Stativ hin, schon unfähig, sich mit den klammen Fingern irgendwie festzubinden.

Vor seine Augen zogen sich Schleier. Wirr und doch bis in jede Einzelheit ging sein Gehirn der Untat nach, während der Glockenton es wie die Posaune des jüngsten Gerichtes durchschütterte.

Es war zuviel! Er fühlte es durch das Dröhnen und seine wilden Phantasien hindurch: lieber sterben, nur das nicht länger!

Aber noch war das Maß seines Leidens nicht voll. Eine Vision, schrecklicher als alles Vorangegangene, zermartete ihn.

Ein Knochenarm erhob sich über der schwarzen Rundung; dann ein zweiter. Fleischlose Fingerglieder krallten sich in das Eisenblech und zogen langsam etwas nach. Ein nackter, eingedrückter Schädel tauchte auf. — Barmherziger Gott, es war kein Zweifel, ein Skelett kroch da langsam empor! — Jetzt war es oben, und Zoll für Zoll, auf allen Vieren, ohne von den Glockenhämmern berührt zu werden, bewegte es sich auf ihn zu. Es war ein großes, starkes Skelett. Zwischen den leeren Rippen heraus troff das Salzwasser. Nun hatte es ihn erreicht. Dicht, dicht an sein Gesicht drängten die grinsenden Züge sich heran. Die langen Skelettfinger streckten sich nach ihm aus; sie legten sich kalt und hart um seine Kehle, sie mit eisernem Griffe fester und fester zusammenpressend. Da wollte er schreien, — doch er konnte nicht! Er wollte sich ins Wasser flüchten, doch die wahnwitzige Angst lähmte ihm alle Glieder. Röchelnd fiel er in sich zusammen, wobei er über

den Rand rollte. Ein wenig hemmte der Fuß des Stativs noch den Körper, ein Ruck mehr — und dieser mußte in die See stürzen.

Und unablässig dröhnte die Glocke über dem Besinnungslosen.

\*

Der alte Amtmann hatte an seinem Turmfenster gefessen und über die See geschaut. Welches Ende würde die Angelegenheit nehmen, die jede Faser seines inneren Menschen erregte? Bentzen würde gestehen! Wie und wann, blieb freilich abzuwarten. Auf das Finden des Bootes setzte er gar keine Hoffnung. Das hatte er bei den herrschenden Grund- und Stromverhältnissen von vornherein als unmöglich erkannt; wenngleich das Ausprechen dieser Möglichkeit und der bestimmten Absicht des Versuches ein notwendiges Glied der kriminalistischen Taktik gewesen war. Scharf spähte er über das Meer, als ob er dort bestimmt irgend etwas zu sehen erwartete.

Landwärts lastete eine dunkelblaue Wolkenbank; über dieser war es rot, und darüber im hellen Grünblau zwischen violetten Strichwolken stand der Viertelmond. Gegen See zu düsterte es bleigrau. Allmählich legte sich größere Unschichtigkeit über die Bucht, und die Farbenpracht verschwand. Doch ein Pünktchen, das auf die Glockenboje zustrebte, war den scharfen Augen des Amtmannes nicht entgangen. Er nahm sein Glas und verfolgte das Pünktchen angestrengt. So wurde es dämmrig um ihn; er aber stand noch immer mit dem Glas vor Augen und wechselte eine erlahmende Hand mit der andern. Dann aber wurde er ganz aufgereggt, seine Hände zitterten, sein Atem ging kurz und laut.

Hastig schob er mit einem Male sein Doppelglas zusammen, warf es hin, zog sich einen dicken Überrock an, nahm Mütze und Handschuhe und ging eilig die gewundene, direkt ins Freie mündende Steintreppe des Turmes hinab. Dann schritt er über den Hof zu dem Gefängnis, in dessen Erdgeschoß Hölk eine Amtswohnung innehatte.

Er öffnete die Thür der Stube, aus der ihm der dichte Qualm eines nicht unbehaglichen, wenn auch nicht feinen Tabaks entgegenvogte.

„Ist Hölk da?“

„Hier, Herr Amtmann!“ rief der Gewünschte militärisch und erschien in Hemdsärmeln, in der einen Hand seine lange Pfeife, in der andern seine Feierabendlektüre, die neueste Nummer des Kreisblattes. Frau Hölk, eine ganz behäbige Dame, stand mit zusammengetütertem Strickzeug und untertänig lächelnder Hausfrauenmiene hinter dem Gatten.

„Schließen Sie mir mal Nummer sieben auf, Hölk!“

„Ja, wovoll — einen Augenblick, Herr Amtmann.“

„Nein — kommen Sie man so mit, es hat Eile!“

Hölk ließ den Dienstrock liegen, nahm die von seiner Frau schnell angezündete Laterne, holte den schweren Schlüsselbund von der Wand und ging sperrbeinig nach dem oberen Korridor voran.

Der Gefangene, der sich nach reichlichem Abendbrot bereits auf seiner

Pritsche langgestreckt hatte, war beim Schloßrasseln aufgesprungen und machte ein nicht wenig verbaastes Gesicht, als er den Amtmann und den hemdsärmeligen Hölk mit einer hochgehaltenen Laterne vor sich sah.

„'n Abend, Jan. Sag mal, ist dein Boot wohl klar?“

„Ich glaub' woll, Herr Amtmann. Meine Frau wird alles in der Reihe gehalten haben.“

„Dann zieh dich mal an; aber flink!“

Jan gehorchte mit so viel Hurtigkeit, als Temperament und Verwirrung ihm irgend gestatteten.

Hölk stand mit wichtigen Augenbrauen, doch wegen seiner Ahnungslosigkeit offenen Mundes da und bemühte sich, als Scheinwerfer Jans Zusammensuchen der Kleidungsstücke zu unterstützen.

„Nun komm!“

Alle drei verließen die Zelle.

„Leuchten Sie einen Moment, Hölk, dann können Sie wieder zuschließen und hinuntergehen.“

Der Amtmann eilte voran. Jan, des Staunens voll, blieb ihm tapfer auf den Fersen.

„Was hatte denn das zu bedeuten?“ fragte Frau Hölk ihren Gatten.

„Nig!“ erwiderte dieser in polizeilicher Verschwiegenheit und Grobheit, worauf er sich wieder qualmend hinter's Kreisblatt setzte, aber darüber hinausstarzte, zweifellos von schweren Kombinationen bewegt.

Mittlerweile war der Amtmann bei Jans Haus angelangt. Jan schaute sich sehnsüchtig nach den hellen Fenstern um; doch der alte Herr schritt direkt zum Strande, wo das Boot verankert lag.

„Hol es heran!“

Jan kramelte die Hosen über die Knie zurück und watete ohne weiteres mit seinen mageren, doch muskulösen, haarigen Beinen in das kalte Wasser hinein.

Als er es klargemacht und herangeschoben hatte, schwang sich der alte Herr nach Ablauf des kurzen Brandungsschwallen vom Sande aus gewandt hinein. Dann nahm er die Ruderpinne, während Jan die Masten aufsetzte und die Segel losmachte und vorholte.

Mit keiner Silbe wurde ihm gesagt, wohin es gehen sollte; er fragte auch nicht danach, sondern setzte sich hin, der Dinge harrend, die geschehen würden.

Nur einmal unterbrach der Amtmann das Schweigen, indem er, auf die Segelweisend, deren zahllose Flicken zwar jetzt nicht erkennbar waren, bemerkte: „Das sind sie wohl?“

„Ja, Herr Amtmann.“

Und nach einer Weile hieß es noch: „Ich glaube, wir werden dich wieder nach Hause schicken können, Jan.“

Jans Herz klopfte vor Freude. Nur der Gedanke, es sei dann auch mit dem schönen Essen vorbei, warf einen Schatten auf die ihm lächelnde Freiheit.

Warum aber der Amtmann nun erst eine Segelpartie mit ihm machte? Und das so spät! Wollte er sehen, ob die Segel noch etwas taugten? — Oder gar —? Aber zu dieser Zeit? Was sollte da wohl los sein?

So segelten sie weiter, eine Stunde und länger.

„Ding, ding, dong — ding, dong — — dong, dong!“ klang es endlich an Backbord voraus aus der See.

„Heff ick't ni dacht?“ sagte sich Jan.

Schwer und groß wiegte die Boje vor ihnen. Nahe zu Luward strich das Boot an ihr vorüber.

Mit einem Male sprang Jan wie elektrifiziert auf.

„Herr des Lebens,“ rief er, den Finger ausstreckend, „da hängt 'n Mensch an der Boje!“

Der alte Herr nickte bloß.

„Wir woll'n über Stag gehen, Jan.“

Die Wendung geschah.

„Gei Fock- und Großsegel auf. So! — Nun bind dir ein Ende um den Leib und belege es hier achtern. Mit 'n doppelten Steek. — Nimm die Bucht außen 'rum und sieh, daß sie klar bleibt. — Schön, nun leg noch flink 'n Stropp um den Fockmast und faß mit der rechten Hand durch. — Ja, natürlich, du stellst dich dabei aufs Dollbord! — Wenn wir vorbeisicheren, legst du dich so weit über, als du irgend kannst, und greiffst den Keel mit der linken Hand. Er wird schon mitkommen; er liegt ganz lose. — Laß ihn nicht los; bloß wenn er zu fest haft, läßt du den Stropp gleich schießen und gehst über Bord. Aber rechtzeitig, damit das Boot nicht Zug unter die Boje kriegt. — Verstanden?“

„Ja, Herr Amtmann!“

„Na, denn man zu! — Paß auf!“ —

Der alte Richter verstand's noch. Geschickt und mit Glück gesteuert, glitt das Boot gerade in dem Moment hart in Lee an der Boje vorbei, als sie sich eben wieder diesseits gesenkt hatte. Jans Augen und Muskeln versagten nicht. Ein weites Hinüberbeugen, ein fester Griff im entscheidenden Moment, ein kurzer Widerstand, und schwer plumpete der Mann von der Boje herunter in die See; aber Jan hielt, über Bord liegend, ihn eisern fest. Und als das Boot von der Boje frei war, sprang der Amtmann mit hinzu, und mit vereinten Kräften hoben beide den erstarrten Körper über das Dollbord.

Dann setzte sich der alte Herr wieder ans Steuer und ließ die Segel vorschooten.

Als er sich aber seinen Rock ausziehen wollte, um ihn über den Bewußtlosen zu decken, litt Jan dies nicht.

„Nee, nee, Herr Amtmann, das geht nicht an. Da können Sie sich ja auf den Tod erkälten!“

Und rasch zog er sein eigenes, zerrissenes, aber dickes Jackett herunter

und breitete es über den ausgestreckten Körper. „Ich bin das gewohnt, ich kann das aushalten, Herr Amtmann!“ rief er eifrig.

Der alte Herr erhob keinen Einwand. Jan war in der That ein Mensch, der weder durch Kälte noch durch Hitze kleinzukriegen war.

Das Glockenklagen verlor sich immer mehr in der Ferne.

Jan hatte Bentzen bald erkannt. Wie in aller Welt war der nur auf die Boje gekommen? Diese und Bentzen schienen ja rein immer zusammengehört zu sein. Und wie hatte der Amtmann das nur wissen können? Sein Kopf war voller Verwunderung; doch fragten tat er auch jetzt ebensowenig wie der Amtmann redete.

Sie mußten kreuzen; daher dauerte es über zwei Stunden, bis sie Jans Haus wieder erreichten. Endlich schurrte das Boot auf den Sand.

„Hol deine Frau!“

Jan lief und kam gleich mit seiner eilig bekleideten besseren Hälfte zurück.

Auf ihr froh erstauntes: „O Jan!“ hatte er nur gefragt: „Sind die Höhren gut zuwege?“

„Ja, sie schlafen schon.“

„Schön! Wir haben einen aus dem Wasser geholt, der Amtmann und ich; sollst ihn flink mit hereintragen!“

„Ja, wat —?“ Doch dann war sie verstummt und ohne weiteres in ihre Holzpantoffeln gefahren.

Alle drei trugen den schweren, steifen Körper Bentzens ins Haus, entkleideten ihn und legten ihn in das einzige Bett; es war noch warm von Frau Klünder und ihren beiden Jüngsten, die, ohne daß eines erwachte, in die Ecke auf das Dielenstrohlager zwischen die fünf älteren Geschwister, Jungens und Deerns, gesteckt wurden. Einem wimmelnden Neste weißer Mäuse gleich dieses, aus dem unter zerlöcherten Pferdedecken ein Durcheinander von Weißköpfen, Armchen, Beinchen oder sonst etwas hervorschimmerte.

„Habt Ihr Schnaps im Haus, Jan?“

„Ne, Herr Amtmann.“

„Feuer ist im Herd, Kaffee haben wir auch noch. Soll ich was kochen?“ meinte Frau Klünder praktisch.

„Ja, und recht heiß! — Kann die Alt'ste all' zum Doktor laufen, Klünder'sch?“ Der Amtmann zeigte mit dem Daumen auf das tiefatmende Mäusenest.

„Natürlich, Herr Amtmann!“ — Sie griff entschlossen zwischen die Weißköpfe, worauf, die Augen reibend, das achtjährige Fieken sich verträumt aufrichtete. Die Mutter flüsterte ihm etwas ins Ohr. Schnell war das Kind auf den nackten Sohlen; dann ging es, nicht ohne verstohlene, neugierige Umschau, hast du nicht gesehen, in das rote Röckchen und das zerissene Kleid hinein, so daß der wuselige, kleine Zopf wie ein Strohseilchen am Hinter-

Kopfe flog, und darauf mit einem Wollsegen über und barfuß in die dunkle, kalte Nacht hinaus.

Jans und des Amtmanns volle Muskelkraft ward derweilen durch anhaltendes Reiben in Anspruch genommen, insolgedessen das Blut des starren Körpers allgemach wieder in Umlauf geriet.

Der eingelöste heiße Kaffee wirkte obendrein. Die Lider Bentzens hoben sich, glitten nieder und öffneten sich abermals. Die Augäpfel begannen zu rollen.

Da zog der Amtmann sich hinter das Kopfende des Bettes zurück, indem er Jan ein Zeichen gab.

„Wo bün ick?“

„Bei mir — bei Jan Klünder.“

Bentzen richtete sich etwas auf.

„Wie bin ich denn hergekommen?“

„Wir haben Sie runtergeholt, Herr Bentzen — von der Glockenboje.“

Bentzen zuckte, fiel zurück und drehte sich gegen die Wand.

So lag er lange da; nur zuweilen stöhnte er schmerzlich.

Dann kam Siefen mit dem Doktor.

Der Amtmann sprach leise mit diesem, wobei er sich noch immer in der rückwärtigen Ecke hielt.

Der Arzt fühlte Bentzen den Puls und horchte Herz und Lunge aus.

Er schüttelte beruhigend den klugen Kopf. „Nur sehr erregt und erschöpft, nach ein paar Stunden ist er wieder frisch,“ meinte er, zum Amtmann tretend.

„Ich dachte es mir; ich wollte bloß gern Sicherheit haben.“

„Selbstverständlich! Jetzt aber ist kaum —“

„Nein, bitte, gehen Sie nur ruhig wieder in Ihre Gesellschaft. Ich danke Ihnen bestens.“

Die beiden Herren verabschiedeten sich freundlichst voneinander.

Auch das fixe Siefen war wieder in ihr Nest geschlüpft; sie hockte aber noch darin. Wißbegierig glänzten ihr Näschen und ihre hellen Augen über die alte, gelbe Decke.

Der Amtmann steckte ihr ein Stück Zucker zwischen die blanken Zähne, drückte sacht ihren Kopf hinunter und flüsterte wohlwollend entschieden: „Nu aber slapen!“

Worauf nur noch das Strohselchen sichtbar war.

Der Glammenschein vom rufigen Herde spielte warm über die roten Ziegel des Fußbodens. Auf Bentzen schienen Ruhe und Wärme besänftigend zu wirken; er wurde stiller und stiller, um schließlich fest einzuschlafen.

Der Amtsrichter ließ seiner Frau sagen, sie möge nicht auf ihn warten und sich nicht ängstigen. Dann schickte er Frau Klünder zur Ruhe. Sie legte sich auf trockene Neze neben die Kinder.

Jan wollte das Feuer in Brand halten; tat es auch lange, worüber er endlich aber einnickte und gleich für viere schlief.

Nur der alte Herr blieb wach. Er saß fast die ganze Nacht hindurch auf einem Strohschemel am Herde, kaum sich rührend; nur warf er gelegentlich eine Eode Torf ins Feuer. Draußen segte der Westwind.

Als der Morgen graute, erwachte Bentsen. Er ließ den Blick an dem Deckenbalken auf und ab gehen, seufzte, stützte sich langsam auf einen Ellbogen und starckte nach dem Herdfeuer, ohne den Amtmann zu gewahren.

Darauf stöhnte er wieder, setzte sich auf und schlug beide Hände vors Gesicht. Nach einer Weile streckte er plötzlich ein Bein aus dem Bett und schob sich mit einem Ruck vor, als ob er fliehen wolle.

Da erhob sich die schwarz umrissene, hohe Gestalt des Richters vom rötlich schwankenden Hintergrund und trat zum Bette.

Seine Erscheinung wirkte geradezu entsetzenerregend auf Bentsen. Auch die Dämmerung ließ es sichtbar werden, wie die wiedergewonnene Lebensfarbe einer verzerrenden Leichenblässe gewichen war. Lonlos, gelähmt, glökte er zu dem Manne an seinem Bette empor. Der Amtsrichter beugte sich zu ihm.

„Bentsen,“ sagte er mit seiner ruhigen, tiefen Stimme, „ich bin kein Gespenst; ich bin der Amtmann selbst. Ich bin das Werkzeug des Himmels gewesen, um Sie der Gerechtigkeit zu überliefern. Bentsen, Sie haben dem Tode eben ins Gesicht gesehen; unser Herrgott wollte Ihnen noch Gelegenheit geben, die Strafe hinzunehmen, zu bereuen und sich zu bessern. Gott der Allmächtige hat hier gesprochen, Bentsen! — Und nun fordere ich Sie auf: August Bentsen, machen Sie Ihr Gewissen leicht, daß Sie künftig ruhig die Glockenboje da draußen hören können, im Bewußtsein, Ihre That gesühnt und sich Gott übergeben zu haben, von dem in der Bibel steht: Und wäre eure Schuld auch rot wie Blut, ich will sie weiß waschen wie Schnee; spricht der Herr. — Amen!“

Mit Bentsen war eine eigentümliche Veränderung vorgegangen. Der Fieberschauer der Furcht war verschwunden. Er bebte am ganzen Leibe, dabei aber strömten die Tränen über seine Backen.

Er griff nach der Hand des Richters.

„Herr Amtmann, ich sehe, daß man vor unserm Herrgott nicht wegkommen kann. Herr Amtmann — ich bin ein Mörder!“

„Ich habe das gewußt, Bentsen,“ sagte der alte Herr erschüttert. „Nun nehmen Sie Ihr Kreuz auf sich wie ein Christ.“ Darauf wandte er sich zu Jan Klünder, der erwacht und mit weit aufgerissenen Augen Zeuge des Geständnisses geworden war.

„Jan, geh mal zu Höll; er soll kommen und den Mann abholen.“